

chappelle.
ehmers verfocht

Mund

an,
ann,
ewehren,
uch zu wehren.
bracht
cht.

hervor.

tracht.

i;
del

inn

Web

fixen (7488)
burfchen

Februar
teller

Arbeiter
7489
7490

7491
7492
7493
7494

7495
7496
7497
7498

7499
7500
7501
7502

7503
7504
7505
7506

7507
7508
7509
7510

7511
7512
7513
7514

7515
7516
7517
7518

7519
7520
7521
7522

7523
7524
7525
7526

7527
7528
7529
7530

7531
7532
7533
7534

7535
7536
7537
7538

7539
7540
7541
7542

7543
7544
7545
7546

7547
7548
7549
7550

7551
7552
7553
7554

7555
7556
7557
7558

7559
7560
7561
7562

7563
7564
7565
7566

7567
7568
7569
7570

7571
7572
7573
7574

Lippische Landes-Zeitung

Ältestes und verbreitetstes Blatt des Fürstentums und der angrenzenden Bezirke

Die „Lippische Landeszeitung“ mit den unregelmäßigen Beilagen „Aus Brandenburg“, „Der Landwirt“, „Jedem etwas“ und „Wörter für Lippische Heimatleute“ erscheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich. Geschäftsstelle: Detmold, Leopoldstraße 12. Fernsprecher Nr. 23. Telegramm-Adresse: Landeszeitung Detmold. Betreibungen in allen Orten des Landes.

Abonnementspreise: Bei der Geschäftsstelle und den Betreibungen für 1/2 Jahr M. 2.25, für 3 Monate M. 1.50, für 1 Monat M. 0.75. Bei der Post für 1/2 Jahr M. 2.25, für 3 Monate M. 1.50, für 1 Monat M. 0.75. Postbefreiung für 1/2 Jahr M. 0.42, für 3 Monate M. 0.28, für 1 Monat M. 0.14. Anzeigen werden für 10 Zeilen mit 15 Pfennig, für Auswärts mit 20 Pfennig die kleinformatige Zeile oder deren Raum berechnet. Reklametteile 75 Pf. Komplette Anzeigen werden mit 50%, Aufschlag berechnet.

Nr. 32

Detmold, Dienstag, den 8. Februar 1916

149. Jahrgang

Deutscher Tagesbericht.

mit. Großes Hauptquartier, 7. Febr. 1916.

Westlicher Kriegsausplau.

Festige Artilleriekämpfe zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras, sowie südlich der Somme. Die Stadt Lens wurde in den letzten Tagen vom Feinde wieder lebhaft beschossen.

In den Argonnen sprengten und besetzten die Franzosen auf der Höhe 285 (La Hille Morle), nordöstlich von La Chaulde, einen Trichter, wurden aber durch einen Gegenstoß sofort daraus vertrieben.

Ostlicher Kriegsausplau.

Eine in der Nacht vom 6. zum 7. Februar von uns genommene russische Feldwachstellung auf dem Schara-Meer an der Bahn Baranowitsch—Ljadowitsch wurde erfolglos angegriffen. Der Gegner mußte sich unter erheblichen Verlusten zurückziehen.

Südwestlich Widys fiel ein russisches Flugzeug, dessen Führer sich verfliegen hatte, unversehrt in unsere Hand.

Balkan-Kriegsausplau.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Oesterreich-ungarischer Bericht.

mit. Wien, 7. Febr. Mithil wird gemeldet:

Lage überall unverändert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, v. Hofer, Feldmarschalleutnant.

Die Geschichte einer großen Offensive.

Die Presse des Vierverbundes kündigt seit einigen Monaten mit aufwallender Eiferheit eine große Offensive im Frühjahr 1916 an, die das so oft schon totgesagte Deutschland zerschmettern solle. An der Westfront sollen Engländer und Franzosen, an der Ostfront die Russen die deutschen Linien zerbrechen. Ende 1916 werde der Krieg beendet, Deutschland vernichtet sein.

Wir kennen diese Melodie. Sie erklang zuerst im August 1914, als Lord Curzon die bengalischen Ritters „Unter den Linden“ einziehen sah, als die Russen den bevorstehenden Fall Königsbergs und Breslaus in die Welt hinausposaunten und der Feind in Elsch-Lothringen die Wägen auf französische Zeit zu stellen begann. Sie erklang aufs neue, als der Erfolg an der Marne die Entente-Hoffnungen wieder belebte und das schon in jähem Schwere verzagende Frankreich Mut zu neuen Taten faßte. Als dann nach dem Oktober-Kämpfen an der Westfront die deutsche Vorkantonne in Belgien durch Überdrückung des Holzergebietes aufgehoben war, hallte die feindliche Presse zum dritten Male wieder von dem neuen großen Angriff, der nun endgültig die Vorkantonne über den

Rhein zurückwerfen sollte. Vom November 1914 bis zum September 1915 wurde er mit einer in der Kriegsgeschichte beispiellosen Heftigkeit angekündigt und endigte schließlich mit den Kämpfen bei Loos und Tournai, die an zwei Stellen den Verbündeten einen mehr als bescheidenen Geländegewinn brachten. Vielleicht lohnt es sich, der Welt die Haupttendenzen dieser Kämpfe noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die große Papieroffensive beginnt Mitte November 1914 in Nordbrabant. Rille wurde — wenigstens in „Daily Telegraph“ — vom 15. 11. — durch Beschießung von den Franzosen zurückgeführt. Der Angriff pflanzte sich schnell nach Lothringen fort: Die Franzosen besetzten Metz („Revue d'Alsace de Reims“ 7. 11., „Mon Republicain“ 3. 12., „Politiken“ 27. 12.); die Deutschen hatten alle Vorkantonnen für eine eilige Verteidigung von Straßburg getroffen („Stampa“ 4. 12.). Die allgemeine Offensive der Franzosen mit ununterbrochenem Vorrücken bis zum Rhein stand nunmehr bevor („Gazette de Louvain“ 23. 12.) Um die Mitte des Jahres 1915 sollte mit Kämpfern neuer Million, mit 700 000 Soldaten und 500 000 Japanen Frankreich, gegen Ende des Jahres Belgien befreit sein. („Stampa“ 18. 12.) Der Wintergewinn von Etienne war nur noch eine Frage von Tagen („Gaulois“ 2. 2.). Ende April mußte der große Umfassung kommen. Deutschland war deshalb eifrig bemüht, die letzten beiden Monate vor seiner Herabsetzung zu Friedensunterhandlungen zu benutzen („Gaulois“ 18. 12., „Gaulois“ 2. 2.).

Am 10. März schritt man dann endlich zur Tat. Mit ungeheuren Kräfteanstrengungen und riesenhaften Verlusten nahmen die Engländer das Dorf Neuve Chapelle. Nach der Eroberung dieses einen Plazets blieb ihr Angriff jedoch stecken. Die Briten hatten nach dem amtlichen Bericht ihres Stabskommandierenden 12 811 Mann verloren und mehr Munition verlohren, als im ganzen Burenkrieg. Das gab der Munitionsmittel-Mond George Walter selber zu. Schon am 12. März brach man die Offensive ab, da nach dem Bericht des Marfchalls French — die meisten Gründe, denen die Operationen hatten dienen sollen, erreicht waren und da es Gründe gab, die es nicht ratsam schienen ließen, den Angriff damals fortzusetzen. Als einer dieser Gründe wurde das schlechte Wetter angeführt, das die Engländer verhindert habe, ihre Alliergenossen auszunutzen. Die englische Presse verheißt auch ihre Trauer über den Mißerfolg nicht. Sie suchte jedoch ihr Gesicht zu wahren, indem sie den britischen „Erfolg“ als eine Lektion hinstellte, die dem in Rußland so völlig erfolglosen Hindenburg zeigen könne, wie man Schlachtengraben nimmt („Times“ 12. 3.). Sie bewies zugleich, daß die feindlichen Linien durchbrochen werden könnten („Times“ 18. 3.). Neuve Chapelle und die gleichzeitigen französischen Angriffe zwischen Maas und Mosel hätten gezeigt, daß die ganze riesige deutsche Front von der Nordsee bis zum Jura „nur eine militärische Fassade“ sei, die durch keinerlei Stützpunkt gehalten wird und daher leicht zu durchstoßen sein müsse („Matin“ 9. 4.). Der französische Minister Warthon sagte in einer Rede an die neue Mut: „Ich behaupte, ich schwöre, daß unsere Stunde gekommen ist. Der unbesiegbare Vorstoß hat begonnen. Die Stunde des Sieges ist nahe! („Revue“ 13. 4.). Am lautesten aber überließen des „Figaro“ Redaktionen die Entscheidung: „Der Sieg ist nicht mehr eine Hypothese, eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine volle Gewißheit.“ (14. 4.)

Auf diese Offensive der Briten antwortete die deutsche Heeresleitung mit der Offensive der Tat, und zwar auf drei verschiedenen Punkten: Bei Ypern am 23. April, am Dujanec

am 3. Mai und gleichzeitig in den Ostprovinzen in der Richtung auf Ljwow. Es war den feindlichen Papierstrategen nicht ganz leicht, diesen dreifachen Schlag zu parieren. Sie verjagten es, indem sie die Vorstöße der Franzosen, die vom 10. Mai ab zur Befreiung der Dörfer Carancu und Ablain führten, als riesenhafte Geldentaten in die Welt schrien, denen gegenüber die belanglosen deutschen Erfolge in Galizien zu nichts zusammenkriechen. Sie selbst zum Trost gehalten die Gegner das schöne Bild von der „Fassade“ weiter aus: Nach dem „Matin“ vom 2. 5. zeigte der deutsche Mißerfolg bei Ypern, daß die deutsche Westfront wirklich nichts als eine „Fassade“ war. Deutschland sei nur noch von einer biden Gierhale geschützt. Bald werde auch sie zerbrochen sein. Bald komme ja die große, die richtige Frühjahrsoffensive der Verbündeten! „Dann — so weiß wenigstens“ Journal des Debats vom 16. Mai — werden die Deutschen unter den Schlägen ihrer Gegner fallen, wie Getreide unter der Sichel des Mähers.

Die Sichel des Mähers begann ihre Arbeit am 24. 9. bei Loos und Tournai. Wir erinnern uns der gewaltigen Vorbereitungen, die diesem Schlage vorausgingen. Aus einem erbeuteten Befehl des französischen Hauptquartiers vom 21. 9. ergab sich, daß die Verbündeten 78 Infanterie- und 15 Kavallerie-Divisionen, außerdem das britische Heer und 5000 Geschütze, also nach eigener Angabe 1/4 der gesamten französischen und einen sehr namhaften Teil der englischen Streitkräfte für den Angriff bereitgestellt hatten. Der Kommandeur der englischen Garde-Division hatte durch einen Befehl vom „Vorabend der größten Schlacht aller Zeiten“ seinen Truppen Glück gewünscht und ihnen eingeschärft, daß vom Ausgang dieser Schlacht das Schicksal kommender englischer Generationen abhänge. „Nichtes Armes-Befehl vom 14. 9. hatte mit der größten Schärfe betont, daß die Zeit zum Angriff gekommen sei, um sowohl unsere seit 12 Monaten unterjochten Volksknechte zu befreien, als auch dem Feinde den wertvollen Besitz okkupierter Gebiete zu entreißen, die Neutralen zu bestimmen, sich für uns zu entscheiden und den deutschen Vorkantonne gegen die russischen Heere aufzuhalten. So sicher war man, den Durchbruch zu erzielen, daß schon Kavallerie bereitgestellt war, um den geschlagenen Feind aus Frankreich und Belgien zu verfolgen.

Was war das Ergebnis? Auf der 840 Kilometer langen Front war an zwei Stellen, in 23 und 12 Kilometer Breite die erste deutsche Verteidigungslinie genommen worden, ohne daß sie auch nur an einer Stelle wirklich durchbrochen worden wäre. Die englischen Verluste betrugen nach der amtlichen deutschen Berechnung etwa 60 000, die französischen gegen 130 000 Mann. (Die englische Ziffer hat durch die offiziellen Angaben im englischen Parlament am 6. Nov. — 59 666 Mann! — eine vor recht hohe, aber um so willkommener Befestigung gefunden.) Die deutschen Linien in Frankreich aber standen fester denn je.

Es dauerte einige Zeit, bis sich die Presse der Entente mit der neuen Enttäuschung abfand. Aber schließlich halfen die Weisungen von Neuve Chapelle auch jetzt dazu, den Mißerfolg in einen Erfolg zu verwandeln. Wenigstens hatte die neue Offensive die moralische Heberlegenheit der Verbündeten dargetan („Land and Water“ 9. 10., ebenso am gleichen Tage General Chevris in der „Information“). Bewiesen war — wie bei Neuve Chapelle —, daß die feindlichen Linien zu durchbrechen waren („Times“ 28. 9. und nachher noch fast alle Ententeblätter).

Wieder hatte das schlechte Wetter Schuld („Times“ 28. 9.), und in einem klassischen Prüfel sagte Victor Sempanow

in der „Nawoje Wremja“ vom 15. 12. noch einmal alle Trostgründe der Entente aufzählen: Toffre habe nur mit der Möglichkeit eines Durchbruchs geredet, wahrheitsförmig sogar nur eine Probe von der Leistungsfähigkeit seiner Truppen geben wollen. Das Ergebnis sei durchaus befriedigend. Die Champagne-Schlacht habe bewiesen, daß alle Erzählungen von 30 deutschen Verteidigungslinien und von einem auf Hunderte von Werft in die Tiefe besetzten Gelände eine Legende seien.

Eine der Ursachen, die die Entfaltung des französischen Vorgehens in der Champagne gehindert hätten, sei das schlechte Wetter. Der ganze Angriff habe dauernd unter dem unablässigen Regen gelitten, der das Vordrücken erschwert und die Franzosen der Möglichkeit einer genügenden Luftaufklärung beraubt habe. (Ganz wie bei Neuve Chapelle). So war die Armee gewissermaßen ohne Augen. Das erklärte vieles.

Nachdem die mißglückte Champagneoffensive ähnlich der von Neuve Chapelle auf dem Umwege über einen moralischen Erfolg zu einer trotz des Regens völlig gescheiterten gewaltigen Erkundung verwandelt worden war, gewann die Entente neuen Lebensmut. Daß die gewaltige Erkundung mit einer Truppenmacht unternommen worden war, die hinter der Stärke des gesamten deutschen Heeres von 1870 nur um 2 Divisionen zurückblieb, focht unsere Feinde nicht im geringsten an. Am Gegenteil, sie konnten jetzt mit aller Siegeszuversicht die völlige Vernichtung Deutschlands — auf das Jahr 1916 verschieben!

Bis zum September war es neben der Westfront Gallipoli, das die große Wendung der Geschichte bringen sollte. Seit einiger Zeit ist auch diese Hoffnung geblasen. Zum dritten Mal sieht man jetzt, genau wie im August und November 1914, in Rußland das leuchtende Hoffnungsgelb. Von Rußland soll der große Umfassung „ausgehen. Auch Englands Waffenheere tauchen aufs neue am Horizont auf. Diesmal mit einem gewissen Schein der Wirklichkeit, denn England führt die allgemeine Wehrpflicht ein. Daß diese aber nur für Unverbesserte gilt, daß gemaltige Berufsgruppen in ihrer Gesamtheit als unabschätzlich angesehen werden, daß man, wie neulich ein Offizier klagte, in einem Bezirk von 500 Wehrpflichtigen mehr als 450 „Unbrauchbare“ zählte, („Times“ 17. 1. 16), überleben unsere Gegner (absichtlich?) vollkommen. Im Frühjahr 1916 wollen sie Deutschland nun unwiderstehlich zerschmettern. Ursprünglich war unsere Vernichtung freilich schon für den Herbst 1914 besprochen gewesen. Nach der Marne-Schlacht verfiel man aufs neue, daß sie nahe sei. Der „Matin“ vom 12. Dezember vertrat sie auf 1915. Der Tage darauf verschoob sie der Oberleutnant Thern im Figaro auf den Mai des vorausgehenden Jahres. Und als es Juni geworden war, ohne daß das Ernartete eintrat, setzte die Morning Post (8. 6.) den entscheidenden Schlag endgültig auf den September 1915, den Monat der großen Offensiven, fest. Wir wissen, was daraus geworden ist und warten deshalb mit gelassener Ruhe ab, ob die Vorauslagen sich diesmal richtig erweisen werden. Die Ausfälle darauf sind schlecht. Wir unterschätzen die papierene Kriegskunst unserer Gegner nicht. Besser als ihre militärische ist sie immerhin. Aber die feindlichen Propheten sind eine minderwertige Truppe, die sich durch lautes Feldgeschrei in der Presse und in phrasenreichen Armeebefehlen nur selber Mut zu machen sucht. Gegen die Front der ehrernen Wirklichkeit sind sie bis jetzt noch immer vergeblich angefrümt.

Heimat.

Roman von Kreuer.

(Amerikan. Copyright by Carl Dunder 1914.)

(18. Fortsetzung.)

Endliche Gerüche der Nacht — weiches unangenehm und das Wort rebellierend, bis sie einem wieder lieb und vertrau geworden.

Sie lag auf dem Rücken lang ausgestreckt und hielt die Hände unter dem Kops verhehrt.

Sie dachte lächelnd:

„Ich hatte noch nie eine Freundin — jetzt hab' ich sie; einen Menschen, den ich heute zum ersten Male sah, den ich garnicht kenne und von dem ich einzig weiß, daß er ein Schicksal mit mir herumschleppt! Wie impulsiv ich war; aber ich bereue es nicht. Jetzt bin ich doch wenigstens nicht mehr so allein, wie all die Jahre draußen — bevor der aus Chalons kam. Und über den hat mein Enkel in seinem altpreussischen Dünkel verächtlich die Lippen gezogen.“

Er aber überdachte sie schon die Schwelle zwischen Traum und Tag und schlief dem ersten Morgen in der Heimat entgegen.

IX.

Die altberühmte Stundtorel von Jappa — in der sich so unangenehm alles zu treffen pflegt, was irgendwie in Königsberg Ansprüche auf gesellschaftliche Geltung erhebt — war um diese frühe Nachmittagstunde noch leer. Am Fenster arbeitete sich ein alter Herr durch erhebliche Zeitungsberge, aus denen er nur immer ganz bestimmte Notizen las; und im Halbdunkel des Hintergrundes machte ein Jüngling von den 3. Stange-Mitgliedern ein paar Nachforschungen die Aufschreie heiß. Während standen die Kellner herum; und melanchoisch schwebte die Stundtorel über dem Rücken.

So hielt es für Leutnant von der Terhagen nicht schwer, sich abwärts vom Sauf eine Gde zu separieren.

Um seine innere Unruhe zu paralysieren, schlug er immer, abwechselnd die Beine übereinander, summelte an dem ideell unbehaglichen Zittern und der giftigen, schön selbst betropfenen Strömung herum — und war heilfroh, als Mut Valenta endlich aufstand.

Am ersten Moment erkannte er sie garnicht. Denn es gehörte unbedingt Gedächtnisstütze dazu, um sofort herauszufinden, daß die elegante junge Dame — die da in blauem Tailor-made-Kostüm, Schmucklos und schwarzem Frotteureut fuhren zwischen den Tischen stehen geblieben war — das selbe Mädchen sein sollte, das er ein paarmal in blauer Wirtschaftsschürze und Schürze nebst Niesenschniffelbund auf dem Bräunmayer-Gutshaus gesehen.

Dann aber sprang er auf, begrüßte sie und führte sie in seine Gde.

„Ich hatte Sie man mit Ach und Krach wiedererkannt, gnädiges Fräulein — effektiv! Tausende“ verriet er ehrlich, während er die Gde in Empfang nahm und dem Kellner gab.

„Ich gleichfalls, Herr von der Terhagen.“

Er befahl sich ebenfalls sein Bürgerrecht.

„Ich hab' 'n Bisphen verwechselt aus, nicht?“

„Benachteiligt bleibt Uniform besser.“

„Also dann werd' ich wie 'n Schicksal hinterher sein, daß ich sie mir möglichst lange erhalte!“

Das reichte, bis der Kellner den Kaffee gebracht und sich wieder zurückgezogen hatte.

Und nun wurde Hans-Jochen Terhagen ernst. Er schob seine Tasse etwas weiter, damit er sie nicht aus Versehen seiner Dame über das Kopf, und sagte verhalten:

„So, wie Sie das in Ihrem Telegramm wünschten, ging's nicht, gnädiges Fräulein. Derselben Anlaß ist Georg auch.“

„Ich kommt' ihn unmöglich mitbringen. Bedenken Sie — wenn irgendeiner seiner früheren — e — Bekannten der Dönnel fahrt und er hätte ihn hier zufällig gesehen... also unter uns gesagt, man darf die lieben Wäntchen auch nicht direkt herausfordern; sonst sind sie, wie die Bienen

vorn gewittert — stechen und beißen, daß einem Hören und Sehen vergeht!“

Sie nickte mechanisch. Was der Mann da sonst alles an Weltweisheit zum besten gab — das berührte sie ja garnicht, das raunte kaum verstanden an ihrem Ohr vorbei.

Sie klammerte sich nur an ein paar Worte und fragte freudig vor Erregung und mit fliegendem Atem:

„Georg ist hier?“

„Zeit vier Tagen.“

„Hier in Königsberg?“

„Er wohnt im „Deutschen Haus“. Zwei Zimmer mit Bad — riesig nobel; kostet die Woche hundert Mark ohne Frühstück und Stiefelputzen.“

„Und Sie haben ihn gesprochen?“

„Natürlich schon. Er hat sich für die Zeit seines Hierseins ein Privatquartier gemietet und kam wiederholt in die Straußfächer-Stadtfort, wenn ich dort mein Gewand ein fuhr. Unseremits mit seinen Gärten würde an der Straße 'n halben Tag stehen — er schafft sie in zweieinhalb Stunden und findet noch nicht mal was dabei!“

„Aber weshalb bringen Sie mich denn nicht zu ihm?“

Hans-Jochen Terhagen lächelte belächelnd.

„In einer halben Stunde, gnädiges Fräulein, solange nämlich hat er noch eine todwichtige Konferenz mit dem Vorgesetzten einer großen hiesigen Zeitung.“

Mut Valenta machte große Augen.

„Kann er den Herrn denn?“

„Ja — zum mindesten wird der Herr wohl ihn kennen. Nämlich — und alles Mögliche soll Ihnen ja Georg selbst erzählen — also er hat sich Brüsten in der südamerikanischen Tagespresse eine ganz famose Fiktion geschaffen. Und zwar nicht etwa durch Velleitrit, sondern durch die Verfertigung einer deutschen Einwanderungspolitik auf ganz neuer Basis.“

„Er ist Schriftsteller?“

„Krieg, das junge Mädchen fragte hervor; und jetzt sah man dem kleinen, stolzen Gesicht nichts mehr von seiner sonstigen Apothik an. In den feinen Augen

war ruhiges Leben und in den großen, dunklen Augen flackendes Licht.

Der junge Offizier nickte ihr ermutigend zu.

„Ja; und zwar ein Schriftsteller, auf dessen Namen Sie, als Schmeißer, bald sehr stolz sein können. Er ist auf dem besten Wege, sich die Anerkennung der Welt zu verschaffen. Japanische Mäler drucken seine Artikel ebenso eifrig ab wie englische und französische Zeitungen; und neuerdings hat auch die deutsche Kolonialzeitung seine gesunden Ansichten bis über den grünen Ädel gelobt.“

„Na, gnädiges Fräulein, hab' ich zuviel gesagt, wenn ich Ihnen zu solchem Bruder Glück wünsche — und mir zu solchem Freunde? Sehen Sie, das macht doch Spaß, wenn sich einer von uns, der auch mal preussische Uniform getragen hat, so tolllos in der Welt durchschlägt. Leute wie Georg müßten wir mehr draußen im Tageskampf haben; treten all den politischen Rannegischen, die andauernd von stumpfsinnigem Drill und verflümmeltem Heilbühnenhorizont quasseln, direkt herzerfrischend auf die Hüften.“

„Sie haben die ganze Zeit so treu zu meinem Bruder gehalten!“

„Murmelt sie.“

Vor ihren großen, klaren Augen, in denen die Dankbarkeit leuchtete, wurde der schlaffe, blonde Junge direkt verlegen.

Er hielt mit der Hand durch die Luft.

„Nee, nee, gnädiges Fräulein, auf den Ralmus piepen wir nicht — da muß ich ganz gehoramt bitten! Wenn sich zwei Leute schon seit Kriegesende kennen und sich immer verstanden haben und so viele Freunde gewesen sind, wie wir beide — also ich meine, da spielt das bißchen rein äußerliche Veränderung der Lebensumstände nicht die mindeste Rolle. Nee, nee, gnädiges Fräulein — da dürfen Sie mir nur keinen Strich draus drehen! So Selbstverständlichkeiten erwählt man garnicht!“

„Aber nachher, als er seinen Abschied genommen hatte — da sind Sie doch auch noch mit ihm in ständiger Verbindung geblieben?“

(Fortsetzung folgt.)

